

**Am 3. Advent 2024, 15.12.24, Hospitalkirche, Pfarrerin Monika Renninger**  
**Predigttext: Röm 15,4-7.12-13 (BasisBibel)**

**Predigttext: Röm 15,4-13**

*Gott, der Geduld und Mut schenkt, gebe euch, dass ihr alle in der gleichen Gesinnung miteinander verbunden seid, so wie es Jesus Christus gemäß ist. Dann werdet ihr alle einmütig und wie aus seinem Mund den Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus preisen.*

*Lasst einander also gelten und nehmet euch gegenseitig an, so wie Christus euch angenommen hat. Das dient zum Ruhm und zur Ehre Gottes.*

*Denn das sage ich: Christus ist ein Diener der Juden geworden, um Gottes Treue zu bezeugen. Durch ihn hat Gott die Zusagen eingelöst, die er ihren Vorfahren gegeben hatte. Die anderen Völker aber haben Grund, Gott für sein Erbarmen zu rühmen, wie es schon in den Heiligen Schriften heißt: Dafür will ich dich, Herr, preisen unter den Völkern und deinen Ruhm besingen.*

*Es heißt dort auch: Jubelt, ihr Völker, zusammen mit Gottes erwähltem Volk! Und weiter: Preist den Herrn, alle Völker, alle Nationen sollen ihn rühmen! Und der Prophet Jesaja sagt: Es kommt der Spross aus der Wurzel Isaais, er steht auf, um über die Völker zu herrschen. Auf ihn werden Menschen aller Völker ihre Hoffnung setzen.*

*Ich bitte Gott, auf den sich unsere Hoffnung gründet, dass er euch in eurem Glauben mit aller Freude und allem Frieden erfüllt, damit eure Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes immer stärker und unerschütterlicher wird.*

I

*„Auf ihn werden Menschen aller Völker ihre Hoffnung setzen.“*

Advent ist Hoffnungszeit. Für die Christenheit, aber auch für alle anderen, die davon berührt werden. Licht um Licht leuchtet am Adventskranz, leuchtet gegen die Dunkelheiten der Welt. Dieser Lichtschein leuchtet allen.

Der Apostel Paulus entwickelt diesen Gedanken nicht in einer abgeschotteten Welt, in der die, die Christus folgen, unter sich bleiben. Vielmehr da, wo sie leben und reden und tun und sind - mittendrin.

II

*„Lasst einander also gelten und nehmt euch gegenseitig an, so wie Christus euch angenommen hat. Das dient zum Ruhm und zur Ehre Gottes.“*

Ein großer Gedanke, der in unser Klein-Klein hineinfällt. Und schon regen sich erfahrungsgesättigte Bedenken: Wie soll das gehen? Was passiert denn, wenn ich jeden bedingungslos so gelten lasse, wie er oder sie ist? Dann könnte es theoretisch sein, dass sich gar nichts ändert und bewegt. Man muss sich doch immer aufeinander zu bewegen, wenn man miteinander zu tun hat. Wenn jeder denken würde: Lass mich in Ruhe, ich will so bleiben wie ich bin .... - dann stünden sehr selbstsüchtige Wesen unverbunden nebeneinander, die alle nur das eine im Sinn haben: Hauptsache, mir geht es gut.

So eine Haltung will man selbst nicht vertreten und kann man deshalb auch nicht an anderen gutheißen. Vielmehr würde man dem, der sich so äußert, vermutlich entgegenhalten: Du bist doch nicht allein auf der Welt! Nein, Eigensucht und Selbstverliebtheit ist kein guter Ausweis der eigenen Person. Das kann man auch bei anderen nicht akzeptieren, es sei denn, man will ihnen zeigen, wie gleichgültig sie einem sind, und denkt: Bleib halt so, es ist mir doch egal.

Das Gegenteilige kann es aber auch geben: ein so bereitwilliges Annehmen des Anderen, dass es ständig heißt „Ich versteh dich schon“. Dieses Alles-Verstehen kann es ja auch nicht sein. Das Miteinander von Menschen soll natürlich nicht ein Gegeneinander sein, aber es muss in bestimmter Weise so etwas wie ein Anderssein beinhalten. Sonst verschluckt man sich gegenseitig vor lauter Annehmen und die je eigene Persönlichkeit verschwindet. Liebespaare denken manchmal so. Sie meinen, wahre Liebe kann nur sein, wenn der oder die andere genauso denkt, genauso fühlt, genauso ist wie ich. Aus zwei mach eins, sozusagen. Wie lange kann das gut gehen? Wer sich im Anderen verdoppeln will, ist doch wohl eher in sich selbst verliebt. Liebe sucht keinen Gleichling, sondern einen anderen Menschen.

Die Mischung aus Sich-Verstanden-Wissen und aus Verschieden-Sein-Dürfen, die macht den Umgang miteinander aus. Im Brief an die Gemeinde in Rom kann man heraushören, dass Menschen mit ganz unterschiedlichen religiösen und kulturellen Herkunft ihren Glauben an Christus zum Ausdruck bringen, und dass diese Verschiedenheit nicht aufzulösen ist oder glattgestrichen werden kann oder soll.

Nach außen hat man gezeigt: In unserem christlichen Kreis geht es nicht so zu wie in der römischen Gesellschaft. Bei uns spielen nationale Herkunft, Hautfarbe, gesellschaftliche Stellung oder der Geldbeutel keine Rolle. Aber nach innen war das nicht immer so einfach. Zwar hat die Christengemeinde in Rom die sozialen und gesellschaftlichen Unterschiede zu überbrücken versucht, aber was sehr wohl eine Rolle spielte und zum Streitpunkt wurde, das war die religiöse Herkunft:

Christen aus dem jüdischen Volk wurden anders angesehen oder fühlten sich anders als die Christen aus den nicht-jüdischen Völkern. Erstere brachten die Traditionen und religiösen Rituale aus dem Umfeld der biblischen und jüdischen Tradition mit, die anderen hatten antike Philosophien oder Mythologien im Hintergrund.

Die große Streitfrage in den ersten Gemeinden war deshalb: Welche religiöse Herkunft würde sich durchsetzen?

Brauchte es im alltäglichen Leben wirklich so viele Gesetze und Regeln, soviel Abgrenzung und bewusste Abwendung von der herrschenden Gesellschaft, wie dies in der jüdischen Tradition gelebt wurde? Gewiss, die Christengemeinde war in diese Tradition hinein gebettet, schöpfte aus deren Verheißungen. Aus ihr gewannen sie Orientierung und Wegweisung. Doch sollten oder konnten die Christen aus den nichtjüdischen Völkern auch die jüdische Weise der Unterscheidung gegenüber anderen Völkern mitmachen? In Speisegeboten, in Reinheitsregeln, in der Verpflichtung gegenüber den Festen und Geboten der jüdischen Tradition?

Die Christen aus den nichtjüdischen Völkern waren es gewohnt, Teil der Gesellschaft zu sein, in der sie lebten. Nicht, sich zu unterscheiden. Es fiel ihnen schwer, die Tradition der Unterscheidung zu akzeptieren. Und umgekehrt hatten die Christen aus der jüdischen Tradition Mühe mit der starken Betonung der freien Gewissensentscheidung, die ohne Regeln und Gebote auskommen wollte. Sie befürchteten die Auflösung des Glaubens in ein „Alles ist möglich“.

Paulus macht deutlich: Beide Wege haben ihre Berechtigung. Wer das Gelände der Gebote ganz differenziert braucht, erscheint den anderen dabei manchmal als der

Schwächere, obwohl es viel Disziplin kostet, die Gebote zu halten. Der Schwächere aber ist zu schützen. Wer sich als unabhängig und stark in der Freiheit seiner Gewissensentscheidungen sieht, soll mittragen, dass das anderen schwerer fällt, und dass es manchmal leichter ist, mit klaren Regeln umzugehen.

In der Christengemeinde soll man sich gegenseitig respektieren – diejenigen, die in der Freiheit ihres Gewissens den Regeln folgen oder auch nicht, müssen diejenigen achten, die sich an die Tradition und das Überlieferte halten. Keiner soll sich über den anderen erheben. Das wäre selbstgefällig und würde den anderen geringer achten oder gar verachten.

Paulus denkt das gegenseitige Sich-Geltenlassen weder symbiotisch, einander aufsaugend, noch unveränderbar und unberührt nebeneinanderstehend, indem jeder sein Ding macht, egal, wie es dem anderen damit geht. Vielmehr liegt die Basis für diesen gegenseitigen Respekt für Paulus in dem Bekenntnis: Jesus Christus ist der Herr. Das kann die Glaubenden eines Sinnes und eines Mutes machen, so unterschiedlich ihre Traditionen auch sein mögen.

In den Gesellschaftsanalysen nennt man das: eine Differenzkultur leben. Das ist kein politischer Kampfbegriff, wie eine Partei denkt, die Nationalismus voranbringen und aus ihrem Leitbild das Wort „Vielfalt“ streichen will. Sondern das ist eine zutiefst biblische Überzeugung: Die Verschiedenheit von uns Einzelnen ist eine Stärke für unsere Gesellschaft, wenn wir sie akzeptieren, mehr noch: produktiv fördern. Sie weitet unseren Horizont. Sie stellt sich gegen Vereinheitlichung und Absolutismus. Sie feiert den Gedanken: Jede, jeder ist ein Geschöpf Gottes, unabhängig von Kultur, Herkunft, religiöser Prägung. Der christliche Auftrag für die Gesellschaft heißt: dazu beitragen, dass wir in dieser Verschiedenheit versöhnt miteinander leben können.

### III

*Ich bitte Gott, auf den sich unsere Hoffnung gründet, dass er euch in eurem Glauben mit aller Freude und allem Frieden erfüllt, damit eure Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes immer stärker und unerschütterlicher wird.*

Wo Menschen sagen können: „Christus hat mich angenommen so wie ich bin“, da können sie bei Anderen annehmen, was sie selbst nicht sind. Wo Menschen ihre Hoffnung auf Gottes Treue und Barmherzigkeit gründen, können sie fest stehen auch in den Zeiten, in denen sie sich mit Missverständnissen und Unruhe das Leben gegenseitig schwer machen.

Andere annehmen können setzt voraus, dass ich mich selbst annehme und als in Liebe angenommen begreife, sagt die Psychologie. Und der Glaube fügt hinzu: Dass jede und jeder selbst ein von Gott angenommenes Geschöpf ist, ist der gemeinsame Grund der Hoffnung bei aller Verschiedenheit.

Dieser Glaubenssatz gibt einen Maßstab vor, der ganz unabhängig von menschlichem Gutdünken ist. Er heißt: „so, wie Christus uns angenommen hat“. Denn klar ist: Natürlich lassen wir uns im Verliebtsein, in der Liebe von Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt, in Freundschaften und sympathischen Begegnungen gegenseitig gelten. Da nehmen wir uns gegenseitig an, meistens wenigstens.

Doch die biblische Tradition gibt sich damit nicht zufrieden. Sie fragt: Aus welchem Grund eigentlich? Was wäre, wenn dein Grund ins Wackeln und Schwanken gerät, weil das, was trennt, größer ist als das, was dich hinzieht? Und verweist auf eine Begründung, die nichts mit der anderen Person und deren Sympathiewerten zu tun hat, sondern mit einem selbst, mit der eigenen Person. Sie sagt: Begreife, dass du selbst angenommen bist von Christus, so liebenswert und so unmöglich, wie du bist.

Das ist der Grund, der sichere Boden unter den Füßen, daraus wachsen Standfestigkeit und Hoffnung. Wir sind von Gott gehalten und gesichert in unserer eigenen Liebes-Würdigkeit! – Aus dieser Sicherheit heraus können wir auf andere zugehen und mit ihnen umgehen.

#### IV

Nicht nur zur Weihnachtszeit kann es Stress geben. Zwischen Eltern und Kindern, Jugendlichen und Großeltern. Konflikte zwischen Familien mit Kindern und Alleinlebenden. Auseinandersetzungen zwischen erfolgreichen Familienmitgliedern und solchen, die zu den ewigen Verlierern zu gehören scheinen. Was einem aneinander fremd und merkwürdig und wenig liebenswert scheint, ist oft schnell ausgesprochen.

Wünschen wir uns, dass uns da manchmal rechtzeitig noch der Gedanke in den Sinn kommt:

*„Lasst einander also gelten und nehmt euch gegenseitig an, so wie Christus euch angenommen hat. Das dient zum Ruhm und zur Ehre Gottes.“*

Advent ist Hoffnungszeit. Amen.